



Feierabend



Der letzte Häuptling der Mormonen!

Zur Geschichte der leitendsten Seite Amerikas. — Von F. Steiner.

Vor kurzer Zeit starb drüben in U.S.A. lautlos und unbeachtet, Herr Hiram Smith, Präsident der Mormonenkirche in Salt-Lake-City. Mit ihm ist gewissermaßen der letzte Repräsentant aus dem großen Hause der Mormonenhäuptlinge dahingegangen. Obwohl die Bedenksamkeit dieser merkwürdigen religiösen Sekte eigentlich schon mehr der Vergangenheit angehört, dürfte die Geschichte dieser seltsamsten Massenbewegung in Amerika speziell heute interessieren. Hiram Smith, der letzte Häuptling der Mormonen, war nämlich der Urenkel des Gründers und Stifters der religiösen Sekte der Mormonen.

Gerade in unserer Gegenwart, da die Massenbewegung eine nicht unerhebliche Rolle in unserm kulturellen und politischen Leben spielt, mag es nicht uninteressant sein, den Aufstieg und Untergang einer religiös-ökonomischen Bewegung aufzuzeigen, die einstmal den ganzen Erdball in Atem hielt und deren Tendenzen sich vielfach in den politischen Schlagworten unserer bewegten Epoche wiederfinden.

Mehr als ein Jahrhundert liegt es zurück, daß ein Mann, der den simplen Namen Joseph Smith führte, in den Vereinigten Staaten von sich sprechen machte, weil er behauptete, ein Bote Gottes habe ihn aufgesucht, und ihm seltsame Offenbarungen überbracht. Smith, der bis zu jener Nacht (es war der 21. September 1820) als Tagelöhner ein ärmliches und unbeachtetes Dasein geführt hatte, fühlte sich plötzlich zum Propheten berufen. Es ist unerforscht geblieben, ob die Bibel auf den damals 14-jährigen einen so nachhaltigen Eindruck ausübte, daß er sich verpflichtet glaubte, ein ähnliches Werk, angepaßt den primitiven amerikanischen Geistesbedürfnissen, anzufertigen. Jedenfalls sorgte Smith dafür, daß die Legende von der Engelserscheinung im Staate Illinois bekannt wurde: Neugierige, Abergläubige und Spekulanten umdrängten den neugeborenen Propheten. Schon begann sich die Sektensucht in ganz Nordamerika auszubreiten, als der junge talentvolle Prophet, seiner Anhängererschaft ziemlich sicher, einen zweiten entscheidenden Schritt wagte. Genau vier Jahre nach jener Niedersprache mit dem göttlichen Boten begab sich Smith in Begleitung seiner beiden zuverlässigsten Anhänger auf einen Hügel, nahe bei dem Orte Nauvoo, ließ dort ein Zelt auf-

schlagen und diktierte hinter einem Vorhang seinen erregt lauschenden Getreuen die Geschichte von der Sendung der Mormonen. So hatte nämlich der Engel Moroni, der Smith erschienen war, die Anhänger der neuen Lehre genannt: Das Buch Mormon, das nach Angabe Smiths ihm direkt durch Gottes Stimme eingegeben sein soll, wurde zum Evangelium der neuen Sekte. Es ist kaum notwendig, auf den Inhalt oder gar geistigen Gehalt dieser sonderbaren Schrift näher einzugehen: ein wunderliches Gemisch von Abergläubigkeiten, Wüstenromantik und asiatisch betonter Magie. Wie die Lehren dieser Pseudo-Propheten immer ähnliche Tendenzen zeigen (Herrschaft und Habgier, verbrämt mit sittlichen Maximen), so besagte auch der Kern dieses Werkes, daß der Prophet Smith allein dazu ausersehen sei, unter dem amerikanischen Volk eine Gemeinde zu wählen, die ihm zu folgen und seine Befehle zu erfüllen habe. Nachdem sich Smith genügend von der Naivität und Gutgläubigkeit seiner Anhänger überzeugt hatte, machte er von seinen „göttlichen Rechten“ ausgiebigen Gebrauch, indem er seine Mitglieder für sich arbeiten ließ als Ackerleute, Handwerker, Milch usw. Vielleicht wäre der Zirkum zu dieser merkwürdigen religiösen Bewegung niemals so enorm gewesen, wenn Smith nicht jenes eigenartige Ehegesetz verhängt hätte, das gewissermaßen die zweideutige Popularität der Mormonen in aller Welt begründete: die Vielweiberei! Sie wurde als „religiöse Pflicht“ jedem Mitglied auferlegt. Smith konnte sich bei diesem Gesetz nicht allein auf „göttlichen Befehl“ berufen, sondern auch auf das alte Testament, das bereits von der Vielehe von David und Salomo berichtete. Doch das puritanische Amerika, das zwar stets religiöse Schwärmerer ernährte, nahm Anstoß an dem alten kühnen Sitten- und Ehegesetz des Mormonenhäuptlings. Eine Riesenwelle der Entrüstung löste durch die Vereinigten Staaten. Man rief überall zur Selbsthilfe gegen die ruchlose Lebensweise der immer stärker anwachsenden Mormonengemeinde. Am 17. Juni 1844 vollendete sich tragisch die Laufbahn des 39-jährigen Propheten Joseph Smith — er wurde auf offener Straße von sittenstreuen Amerikanern niederverworfen.

Die Bewegung hatte nun ihren Märtyrer, wäre aber zweifellos bald zusammengebrochen, wenn nicht ein begabter und vielseitiger Mann

die religiöse und geschäftliche Leitung der Mormonenkirche an sich gerissen hätte, um sie unter seiner tatkräftigen Regie zu nie geahnter Blüte zu bringen. Der neue Führer hieß Brigham Young, war von Beruf Anstreicher und hatte bereits eine dreizehnjährige Mitgliedschaft hinter sich, als der Gründer der Mormonensekte von den Augen fanatischer Sittlichkeitsapostel beseitigt wurde. Rednerisch begabt, einfallsreich, propagandistisch und organisatorisch erfindungsreich, kletterte er rasch die Stufenleiter vom gewöhnlichen Mitglied zum Kirchenältesten, über den Apostel zum Präsidenten der Mormonen hinauf. Young wußte genau, daß er die Bewegung in den zivilisierten Staaten nicht mehr zusammenhalten konnte. So gab er den Befehl, auszugehen, jungfräuliches Land zu suchen, auf dem sich die Mormonen mit eigenen Händen ihre neue Heimat schaffen sollten. Im Jahre 1846 setzte die Wanderung vieler Tausender nach dem fernen Westen ein: ein großes Schauspiel diese Massen auf ihren Ochsenkarren, beladen mit arbeitsloser Habe, dahinzuziehen; wie die fromme Lieder sangen, fast vergleichbar mit jenem legendären Zug der Juden durchs Rote Meer. Nach unendlichen Mühseligkeiten und Entbehrungen erreichten die Mormonen den großen Salzsee im Saate Utah: eine unwirtliche Gegend, eingeschlossen von rauhen Bergen; steinige Erde, magerer Pflanzenwuchs, ringsum heroiische Einsö, so war die neue Heimat beschaffen. Young hatte richtig kalkuliert. Hier in diesem unfreundlichen, schwer erreichbaren Landschaftsblieben die Mormonen unbelästigt und konnten ihren religiösen Anschauungen gemäß leben. Und wenn das Gesetz der Vielehe konsequent durchgeführt wurde, war man schon in einem Jahrzehnt so stark, um allen Angriffen standzuhalten. Jetzt zählte der junge Mormonenstaat 11.351 Köpfe — bereits 1880 waren es 120.000. Diese Bevölkerungszunahme war das Ergebnis des streng durchgeführten Ehegesetzes: jeder Mormone mußte so viel Frauen als möglich ehelichen und wurde verpflichtet, für ihren Unterhalt aufzukommen. Young der Gouverneur des Saates Utah und gleichzeitiger Präsident der Mormonenkirche hat siebenundzwanzigmal geheiratet, zuletzt mit 68 Jahren die vierundzwanzigjährige Ann Eliza. Der außerordentlichen politischen Begabung dieses Mormonenhäuptlings gelang es in reichem Maße

den Gemeinshaftsjün der Mitglieder zu werten. Der Staat Utah, der gezwungen war, völlig isoliert zu bestehen, lebte nach der heute so viel diskutierten „Idee“ der Autarkie: durch Ackerbau und Viehzucht und häusliches Gewerbe konnten alle Mormonen unabhängig vom übrigen Amerika ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse befriedigen. Da es Youngh außerdem verstand, durch geschickte Propaganda eine große Zahl von Europäern herbeizuholen, denen er Konzessionen zur Ausbeutung der Bodenschätze, Abholzung der Wälder, Errichtung von Fabriken usw. verkaufte, prosperierte nicht nur der Mormonenstaat, auch das Privatvermögen des Mormonenhäuptlings wuchs zu stattlicher Größe: man schätzte sein Monatseinkommen auf zirka 40.000 Dollar, sein Gesamtvermögen auf etwa acht Millionen Dollar.

Befolgt man die Entwicklung des Mormonenstaates, so kann man zwei Stadien unterscheiden: die erste Epoche, die gewisse Ähnlichkeit mit sozialistischen Prinzipien aufweist: alle Mitglieder arbeiten für das Gemeinwohl, errichten Wohnhäuser, kultivieren das Land, bauen Straßen und bekommen dafür Naturalien geliefert. Die Ueberschüsse aus dem Wirtschaftsleben dienen als Rücklagen, damit man die Arbeitslosen befriedigen kann, indem man ihnen Notstandsarbeiten überträgt. Die Arbeit galt im Staate Utah als oberstes Gesetz; sie bildete auch die einzige Einnahme der Mormonen. Doch als um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich große Handelsgesellschaften bildeten, Industrien entwickelten, konnte der Mormonenstaat seine primitive Wirtschaftsform nicht mehr aufrechterhalten. Viele Artikel mußte Utah bereits aus dem übrigen Amerika beziehen insbesondere Rohstoffe und Halbfabrikate. Da erwies sich Abraham Youngh noch einmal als Reiter. Er gründete „Zions kooperative kaufmännische Institution“ — eine Art Zentralhandelsgenossen-

schaft sämtlicher gewerbetreibender Mormonen, die ihren Zehnten abliefern mußten. Dadurch war man finanziell kräftig genug, um erfolgreich den Kampf gegen die amerikanischen Großbetriebe aufzunehmen. Vorübergehend kam eine Blütezeit des Mormonenstaates. Das nuchterne Bild der Mormonenstadt veränderte sich: Youngh ließ für seine Lieblingsfrauen prächtige Paläste bauen, die ebenso geschmacklos wie kostspielig waren. Zeit jener sinnreichen Sanierung des Mormonenstaates hatte Youngh von seinen Gegnern den Spitznamen „Profit-Youngh“ erhalten. Die langsame Liquidation des einstmaligen mächtigen geschlossenen Wirtschaftsstaates Utah erlebte sein Gründer nicht mehr — er starb als fünfundsiebzigjähriger in den Jahren der großen Wirtschaftswende 1877.

Die neue Mormonengeneration wurde dem Gesetz der Vielweiberei ohne fremdes Zutun untreu. Die verteuerte Lebenshaltung gestattete dem einzelnen nicht mehr, einen so vielköpfigen Haushalt zu führen, wie er sich notwendigerweise aus der Erfüllung des Ehegesetzes ergab. Allmählich vollzog sich auf allen Gebieten die Angleichung an das andere geschäftstüchtige und puritanische Amerika. Gegenüber den eiserne Gesetzen des sich immer weiter und stärker ausbreitenden Kapitalismus erwies sich die Mormonenbibel als zu schwach. Die einstmalig strenggehaltenen Sitten lockerten sich zusehends. Das Handelsmonopol des Mormonenstaates Utah wurde aufgehoben. Und wenn man auch noch heute in der Hauptstadt der Mormonen, in Salt-Lake-City, bemerkt bleibt, auf Festen und in Predigten den „alten Mormonengeist“ am Leben zu erhalten, so kann man doch nicht mehr von jener fanatischen religiösen Massenbewegung sprechen, die einst Joseph Smith entseufte — und die jetzt, nach knapp einem Jahrhundert, mit seinem Urkel gewissermaßen zu Grabe getragen worden ist.

und außer sich vor Eifersucht: denn Herr Henke war mittags wieder plötzlich verreist!

Sie mußte fast eine halbe Stunde in dem chinesischen Zimmer warten, dann öffnete sich eine Tür und aus dem Dunkel flötete eine Frauenstimme: „Bitte eintreten. Bitte während der Sitzung kein Wort zu sprechen!“

Frau Henke betrat mit Herzklopfen den halbfinsternen, großen Raum. Hinter ihr schloß sich lautlos die Tür. Es roch betäubend nach Weihrauch und schweren Parfüms. Durch die fahlblaue Dämmerung schimmerten weiße, labialistische Zeichnungen an den Wänden, von der Decke hingen dicht nebeneinander schwarze Stricke wie kurze, geringelte Schlangen.

Nach einer Weile vernahm sie eine dumpfe Stimme. Dann ein Stöhnen, das in einen wilden, tierischen Schrei überging, und jetzt erschien hinter einer Wand ein rötliches Licht, das allmählich heller wurde und Umrisse annahm: Wie hinter einem Schleier tauchte langsam das Antlitz des Direktors Henke auf!

Frau Henke sah die Blase, den blonden Schnurrbart, jeden der dicken, roten Schmissen über der Stirn. Und dicht neben ihm stand ein junges Mädchen mit einem koketten, roten Hüßchen. Frau Lotte ballte die Fäuste, um nicht vor Wut aufzuschreien, denn ihr Gatte umarmte die hellblonde Person und küßte sie leidenschaftlich ab.

Diese Erscheinung dauerte kaum eine Minute, verblähte dann und wurde undeutlich. Das rötliche Licht verschwand, die Tür öffnete sich und Frau Henke schwankte aus dem betäubenden Dunst in die grellbunte Helle der Lampen. Der Diener erschien und führte sie durch den Garten zum Tor.

Als Direktor Henke am nächsten Morgen fröhlich heimkehrte und seine Gattin mit einem Kuß begrüßen wollte, empfing ihn eisige Abwehr. Seine Bestürzung steigerte sich, als er glattweg eines Ehebruchs bezichtigt wurde. Er war diesmal tatsächlich unschuldig und bot daher entrüstet ein Alibi an. Seine Gattin nannte ihn einen abgefeimten Don Juan, und die dramatische Szene steigerte sich, als sie auf Scheidung drang. Er wies vier unterzeichnete Abschlüsse mit dem Datum des vorhergehenden Tages und zwei Geschäftsbriefe vor, die ihn vollkommen entlasteten, sie antwortete mit der Beschreibung des roten Hüßchens der hellblonden K'valin.

Er horchte jetzt auf, ließ sich das Mädchen näher beschreiben. Begann ein energisches Kreuzverhör, und nach einer Stunde beichtete Frau Lotte ihren Besuch in der weißen Villa.

Der Direktor erlitt einen Lachkrampf. Dann wurde er angefaßt vom unerschämten Honorars wütend und wollte sofort der Polizei telephonieren. Seine Gattin fiel ihm in die Arme und beschwor ihn, einen Skandal zu vermeiden. Er erzählte nachmittags unter vier Augen die Geschichte einem befreundeten Polizeibeamten, der verständnisvoll nickte:

Die Villa wurde seit drei Tagen beobachtet, man wußte auch schon von dem Besuch der Frau Direktor.

Am gleichen Abend forderten Kriminalbeamte überraschend Einlaß in das mysteriöse Haus. Da nicht geöffnet wurde, ließ man die Türen aufsperrn, alle Räume wurden durchsucht — die Villa war in wüster Unordnung und leer.

Im chinesischen Zimmer hingen noch die bunten Papierfächer und Laternen, aber das Wunderzimmer präsentierte sich bei dem Schein einiger Lichter wesentlich nüchterner. Drei Wände waren mit schwarzem Papier über-

Das Wunderzimmer des Ibrahim Mustafa.

Von Volkmar Bro.

Es ging in der gewissen Villa in der Gartenstraße nicht mit rechten Dingen zu.

Seit Wochen machten sämtliche Junggeheilen der kleinen Stadt und so mancher schuldbehaftete Ehemann einen weiten Bogen um dieses Haus. Auf allen Kaffeekränzchen und Tees wurden geheimnisvolle Dinge von Ibrahim Mustafa erzählt, denn es stand fest, daß die überraschende Scheidung des Knopffabrikanten Gempel, die skandalöse Eifersuchtszene des Ehepaars Kronach, das plötzliche Verschwinden der sechzehnjährigen Hilde Müller in einem Schweizer Pensionat — daß eine ganze Anzahl höchst beunruhigender Affären irgendwie mit dieser weißen Villa in der Gartenstraße im Zusammenhang standen.

Sie war seit drei Monaten an den alten Türken vermietet und das Emailtschild am Gartenort:

Ibrahim Mustafa,
Professor d. w. M.

machte nur den Fremden Kopfzerbrechen. Die Eingeweihten wußten, daß Herr Mustafa Professor der weißen Magie war und man betrachtete Wunderdinge über das Hellsehen des alten Mannes, der nur ein einziges Mal das Haus verlassen hatte, als ihn die Polizei zur Vorlegung seines Professorendiploms vorstieß. Der weißbürtige Herr war in einem schwarzen Talar erschienen und zeigte eine große Pergamentrolle mit riesigen Siegeln, auf der in türkischer

Sprache beglaubigt war, daß er seine Studien in Damaskus vollendet hatte und zur Führung des Titels berechtigt war.

Die Polizei behielt das Dokument und zog Erkundigungen ein.

An einem schwülen Maiabend bog nun Frau Direktor Henke in die leere Gartenstraße ein. Sah sich vorsichtig um und klingelte am Gartentor der Villa Nr. 13. Ein Diener in schwarzen Kniefößen und Schnallenhüßchen öffnete und führte sie in ein mit chinesischen Papierfächern, grellbunten Lampen und Rohmatien decoriertes Zimmer.

Nach einer Weile erschien der Professor Mustafa in seinem phantastischen Talar, begrüßte sie wortlos mit einer Verbeugung, hockte sich auf ein Kissen und ließ sich das Anliegen der jungen, hübschen Frau vortragen: Sie vermutete, daß ihr Gatte seit einiger Zeit auf Abwegen wandle. Er verreiste viel öfter, als es seine geschäftlichen Angelegenheiten erfordern konnten. Sie wollte endlich Gewißheit haben und berief sich auf ihre Freundin Else Werner, die den Türken in einer ähnlichen Angelegenheit bereits mit Erfolg konsultiert hatte.

Professor Mustafa strich seinen weißen Ziegenbart, ließ sich Details erzählen, zog einen Notizblock und schrieb: Donnerstag, zehn Uhr abends.

Frau Henke bezahlte zwanzig Mark und kam Donnerstag Punkt zehn Uhr. Sie war nervös

spannt, die vierte Wand bestand aus transparenter Gaze, dahinter befand sich ein Podium, zwei primitive Scheinwerfer, einige Rollvorhänge und Kullissen. Man fand noch Dugende Perücken, Schminktöpfe, ein großes Megaphon — die Bande hatte alles Hals über Kopf in Stich gelassen und durch den Garten das Weite gesucht.

Eine Woche später wurde Professor Ibrahim Mustafa samt seiner Geliebten und deren Bruder festgenommen. Der alte, würdige Herr war um dreißig Jahre verjüngt, glattrasiert und entpuppte sich als simpler Gustav Schön,

Artist und Verwandlungskünstler. Sein Trick war in allen Betrugsfällen höchst einfach. Er zog von einer Kleinstadt zur anderen und schied stets schon wochenlang zuvor seinen Helfer voraus, der sämtliche dunklen Familienangelegenheiten ausspionierte, so daß der Magier dann einfache Arbeit hatte und sich nur um eine gute Maske seiner Opfer zu kümmern brauchte. Darin soll er allerdings ein Meister gewesen sein, denn alle betrogenen Damen versicherten, daß sie ihm nur wegen der frappanten Ähnlichkeit mit dem Gatten oder Bräutigam auf den Bein gingen.

„Und die da?“ Wer hat die gemacht? Es war nicht an dieser Stelle, aber es war Antwort auf diese Frage, als ihm Laplace, der große Astronom, kalt und stolz auf ähnliche Fragen erwiderte: „Sire, ich brauche diese Hypothese nicht.“

An solche alten und ewig neuen Dingen denkt man träumend, erschläft von einem derart ungewohnten warmen Winterabend. Ganz leise gluckend schlägt das Meer melodisch an unser gutes Schiff — ganz im Rhythmus und in der Melodie von „Meeresstille und glückliche Fahrt.“

Aber ist dort nicht ein Stern in dieser mondlosen Nacht ins Wasser gefallen? Er schwimmt ja noch. Mit grünlichem Feuer. Und noch, da, dort, überall blihen grüne Funken auf. Meeresleuchten im Süden Ganz anders als in der heimischen Nordsee. Nicht bloß das sanfte, milchige Glimmen und die einzelnen Goldpunkte und Silberbänder darin. Hier ist's ein Theater mit zehntausend Laternenträgern, die man einzeln zählen kann. Brennende Laternen sind die „Feuerwalzen“, und wie wundervoll: sie haben einen Saum in Regenbogenfarben aufblühender Perlen umhängt. Eine feurige Schlange kommt in Windungen gekrochen; dort schlängelt noch eine; diese kreuzen durcheinander. Es sind Salpen; wenn man sie herausfischt, sind's häßlich schleimig anzujehende glasbelle Tönnchen, aber mit der wunderbaren Fähigkeit, von den Geschlechtsorganen aus zu leuchten. Große Quallen segeln daher: sie sind anzusehen wie lila, rosa, gelbe Glasdojen, die phosphoreszieren. Und nun hebt auch das milchige Sprühen an. Das Kielwasser glänzt wie ein Leuchtspingbrunnen. Breite Bänder von zitternden, hüpfenden Silberfunken, das ist die Bahn der Fische in diesem Leuchtmeer. Und als gar erst eine sanfte Brise den Spiegel in tausend Wellchen zerbricht, da funkeln in jeder einzelnen Goldpunkte auf. Dieses ganze Silber, Gold und Edelgeschmeide, ein Sternenhimmel von unten her, rollt durcheinander, wirft sich gegenseitig stillen Glanz zu und funkelt hinauf mit ebenso stummen Fragen wie die Sternennacht da herunter.

Unbegriffen wenigstens damals, als Napoleon hier fuhr. Um jene Zeit hielt man das Meerleuchten für Elektrizität des Wassers; ganz Weiße schrieb, das Salz leuchte in bunten Farben. Man war nicht in Verlegenheit mit Meinungen und Hypothesen, ebensowenig wie über die „Macht, die das alles gemacht.“

Aber man brauchte auch diese Hypothesen nicht, als man sich endlich entschloß, einmal unvoreingenommen das Märchen in diesem Falle das leuchtende Wasser, anzusehen. Da entdeckte man, daß zwei Gruppen von Infusorien die Erreger des Leuchtens sind. Ein großes, wie eine Qualle anzusehendes, das man auf Lateinisch das „Nachtlichtchen“ (Noctiluca) nannte, und winzige, die in Zahalen stecken und drei und vier Hörnchen austrecken. Dazu Reducien, Salpen, Schwimmpolypen und Radkriecher, die alle von ihren Nervenzellen aus erstrahlen in einem Oxidationslicht, das an den Lebensvorgang gebunden ist.

Ein Geheimnis bleibt reichlich immer noch: warum leucht es, wenn Sauerstoff sich rasch umsetzt? Aber dieses Rätsel ist nicht größer oder kleiner als das des aufflammenden Zündholzes.

Und so bekommt doch wieder die Napoleonfrage Gewicht und Sinn. Durch richtiges Beobachten und Denken kann man zwar das Welt-rätsel ein gutes Stück zurückchieben — zuletzt breite sich aber doch wieder das große Dunkel. Und darin glitzern wie Leuchtspindeln die Fragen. Die eine Hypothese sagt uns nichts und die andere auch nicht. Reden für uns kann

Der arme Rentner.

Von Albert-Sean.

Herr Karl Hantke pflegte zu sagen, daß niemand in unserer Zeit so schlecht gestellt sei wie ein Rentner. Wertpapiere fallen, alles andere steigt, nichts kriegt man für sein Geld, und das Wenige, das übrigbleibt, nimmt einem das Finanzamt weg! Herr Hantke besaß einen unglaublichen Erfindungsgeist, wenn es galt, seine Einkünfte — und die waren nicht gering — zu verheimlichen. Er tat es mit einer Energie, die, wenn er arm gewesen wäre, ihn sicher zu einem reichen Mann gemacht hätte. Die Ausfertigung der Steuererklärung kostete ihm ungeheure Anstrengung. Er schrieb Posten auf, zog ab, addierte, dividierte mit dem Bewußtsein, daß er als guter Rentner das Vermögen, das er von seinem Vater geerbt hat, vor einem grausamen und rücksichtslosen Feind mit allen Mitteln beschützen müsse.

Nichts greift einen Menschen so stark an wie Geldsorgen. Mit seinen vierzig Jahren hatte Herr Hantke die durchsichtige Stirn eines Denkers, die angestregten Augen eines Gelehrten, die gelbe Haut eines Leberkranken und die bleiche Gesichtsfarbe der Blutarmer. Eines Tages begegnete er Lotte Lesewitz, einem von den entzückenden jungen Geschöpfen, die mit ihren kurzen Röcken und Büchspößen das Leben und Treiben in mondänen Badeorten verschönern.

Selbstverständlich hielt der ehrwürdige Karl Hantke seine Gefühle in den vom Anstand vorgeschriebenen Grenzen. Er war am wenigsten ein Verführer, aber Lotte gehörte zu den jungen Mädchen, die sich gut verheiraten wollen, und sie war bald über die Vorzüge einer Heirat mit ihrem lächerlichen Kavaliere Herr Hantke war der Ohnmacht nahe, als er sich zum erstenmal überzeugen konnte, daß dieses entzückende Geschöpf seine Anbetung wohlwollend entgegennahm und seine Bemerkungen über das Wetter und die Temperatur des Badewassers geduldig anhörte. In acht Tagen war es soweit, daß Herr Hantke sein Herz und sein Vermögen zu den Füßen der hübschen Lotte legen konnte. Sie hörte vertraunt seinem Antrag zu.

„Ja,“ erwiderte sie, „ich bin sehr gerührt, Sie müssen aber zuerst mit meinen Eltern sprechen.“

„Selbstverständlich“ erwidert er euerbiethig. „Ich werde Sie meinem Vater vorstellen.“

„Sobald wir in die Stadt zurückkommen.“
„Oh, wie war er glücklich!“

Die Eltern der reizenden Lotte wohnten in demselben Stadtteil wie Hantke. Das kam dem glücklichen Freier wie ein gutes Zeichen vor. Sie bewohnten eine behagliche Dreizimmerwohnung. Auch das war ein gutes Zeichen, denn es zeugte für ein sparsames Leben. Die Mutter nicht unanfällig — die Folge einer leichten Nervenkrankheit. Das fand aber Karl Hantke sehr liebenswürdig, der Vater machte dagegen einen weniger angenehmen Eindruck. Ehrlich gesagt, er sah sogar ziemlich roh und feindselig aus. Er fragte den Freier zuerst nach seinem Namen und Wohnung. Dann sah er ihn einen Augenblick scharf an und sagte: „Meine Tochter bekommt keine Mitgift. Sie wird auch nichts von uns erben.“ „Das hat nichts zu sagen,“ erwiderte Herr Hantke. „Ich habe Geld genug für uns beide. Ich darf mich sogar reich nennen.“

„Was heißt reich?“ brummte der unfreundliche Schwiegervater in ipse. „Das kann ja jeder sagen.“

„Ich kann es aber beweisen“, sagte der Rentner eifrig. „Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken.“ „Geben Sie es lieber schriftlich“, sagte Lottes Vater und überreichte dem Bräutigam Papier und Tinte.

„Zehr gern, ich will alles, was ich beiste, sofort aufschreiben.“ Herr Karl Hantke schrieb alles auf, was er besaß und verheimlichte zum erstenmal in seinem Leben nichts von seinen sonst gut versteckten Einkünften. Herr Lesewitz las die Erklärung durch und sagte scheinbar befriedigt: „Das sieht allerdings sehr gut aus. Sie nehmen es mir doch nicht übel, ich muß ja wissen, mit wem ich zu tun habe, und wem ich meine einzige Tochter anvertraue. Eine Ehe ohne Geld ist doch gar nichts heutzutage. Ich muß aber trotzdem noch mit meiner Frau sprechen. Wollen Sie sich bis morgen gedulden?“

„Gewiß, gewiß“, erwiderte Herr Hantke und ging von Hoffnungen befreit nach Hause. Am nächsten Morgen fand er in seiner Post die Mitteilung des Finanzamtes, daß er wegen Steuerhinterziehung angezeigt worden sei — vom Oberfinanzdirektor Lesewitz!

(Nach den Dänischen bearbeitet von A. Gracse)

Rätsel des Meerleuchtens.

Wir fahren gerade am kretischen Olymp vorüber. Noch sehe ich ihn vor mir, schneebedeckt, eine Mischung von Blaudunst und Abendrosa, emporragend aus einer Dinstwolke, die über dem griechischen Meere liegt, als wäre das eine Großstadt voll Menschen. Gewitterschwül geht der Abend zu Rüste. Das Meer wie geschmolzenes Blei. Aber auch nicht eine Welle

über dem dunklen Ultramarin, außer denen, die die Zahraube aufwirft im lauen, weißen, perlenden Kielwasser. Sterne blicken auf die schönen südlichen Sterne das Diadem des Orion, gerade zu unseren Häuptern. War es nicht vielleicht eben an dieser Stelle im Meere, da Napoleon auf der Ueberfahrt nach Ägypten zu den Gelehrten, die dieser sonderbare General zur Eroberung des Nillandes mitgenommen hatte, sagte, indem er auf die Sterne deutete:

nur der Kreis, den wir aufnehmen können mit den Sinnen und mit dem Denken. Immer fahren unsere Schiffe unter einem Sternenhimmel und über einer Tiefe, und die Sterne oben und unten tauschen zitterndes Licht. Das ist alles... Dr. R. Francé.

Sprüche aus aller Welt

- Des Löwen Brüllen fürchte nicht; Die Schlange brüllt nicht, die dich sticht. (Marokko.)
- In Eile ist Irrtum. Samoa.)
- Der Weise sagt nie, was er tut; aber er tut nichts, was er nicht sagen kann. (Island.)
- Gegessen Brot, vergessen Brot. (Irland.)
- Jede Tür hat ihren Schlüssel und in jeder Not: gibt es ein Mittel. (Suaheli.)
- Eines Warenlagers und einer mannbarren Tochter entledige dich schnell (Griechenland.)
- Wo Geld ist, ist der Teufel, und wo es nicht ist, da ist er zweimal. (Ostfriesland.)
- Empfangen werde ich nach meinem Tod, aber entlassen werde ich nach meinem Verstand (Spanien)
- Wer übler Nachrede lauscht, ist nicht besser als der Verleumder selbst. (Afghanistan)
- Was nützt die Seife dem Rohren, was guter Rat dem Toren? (Türkei.)
- Sei ein Löwe und friß mich! Aber sei kein Hund der mich ärgert! (Arabien.)
- Schöne Frauen sind nur eine Woche gut, gute Frauen aber ihr Leben lang schön. (Indien.)
- Was drei wissen, wissen alle. (Norwegen)
- Der Mensch stolpert nicht über Berge, sondern über seine. (Japan.)
- Wer kein Unglück kennen lernte, der schafft selten etwas Nützliches. (Persien)

Wissenschaftliches Zahlen-Merkei.

Der erste Luftpostbrief, der im Jahre 1793 mit einem Ballon von Philadelphia nach New Jersey befördert wurde, steht augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses der Sammler. Denn ein französischer Sammler hat einen Preis von 160.000 Mark für den Umschlag ausgesetzt, in dem dieser Brief enthalten war. Es ist jedoch sehr fraglich, ob der betreffende Brief überhaupt einen Umschlag gehabt hat, denn obgleich Briefumschläge schon vor 1793 erfunden waren, kamen sie doch erst um 1850 richtig in Gebrauch. Andererseits ist anzunehmen, daß der Umschlag, wenn einer vorhanden war, längst vernichtet wurde.

Die größte Anzahl Ahnen von allen Fürsten hat der Maharadicha von Udaipur, er hat nämlich einen Stammbaum, der nicht weniger als 9488 Generationen aufweist.

Der vierte Teil der Bevölkerung der Erde sind Chinesen. Die Bevölkerungszahl Chinas übersteigt heute weit die 400 Millionen, und mind.stens 70-80 Prozent von ihnen ernähren sich durch Ackerbau. Die Grundstücke sind ganz klein und die Geräte vollkommen altmödlisch.

Der vor zehn Jahren verstorbene Ingenieur Eiffel, der Erbauer des Eiffelturms in Paris, hat schon im Jahre 1858 eine große Brücke bei Bordeaux konstruiert und ausgeführt, bei der er ganz neue Methoden anwandte. Er baute auch die Hauptfassade der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 und die drehbare Kuppel des Conservatoriums in Nizza, die trotz ihres Gewichtes von 100.000 Tons mit Leichtigkeit von einer einzigen Person in Bewegung gesetzt werden konnte. Im Jahre 1886 entwarf er seinen Plan zu dem Eiffelturm, der 300 Meter hoch werden 7000 Tonnen wiegen und etwa 6 Millionen Franks

kosten sollte. Nach 2 Jahren und 2 Monaten war der Turm mit seinen 1792 Stufen vollendet.

Die amerikanische Agave, auch Maguey genannt, die in Mexiko heimisch ist, wurde als Fierpflanze im Jahre 1500 nach Südeuropa eingeführt, wo sie sich an den Küsten des Mitteländischen Meeres rasch ausbreitete. In ihrer Heimat aber wird sie hauptsächlich als Nutzpflanze angesehen. Ihre Blätterdornen werden als Nägel verwandt, aus der Wurzel bereitet man eine Arznei, und die Blätter werden in rohem oder gedöcktem Zustand gegessen. Wenn die Agave in Mexiko 6 bis 10 Jahre alt ist, treibt sie einen Blütenstengel, der bis zu 12 Meter hoch sein kann und mehrere tausend Blumen trägt. Schneidet man die Knospe ab, so bildet sich eine Vertiefung, die sich mit Zuckerfäulnis füllt. Entfernt man diesen Saft, so bildet sich immer neuer Saft, und das wiederholt sich monatelang, bis eine einzelne Pflanze etwa 2000 Liter Saft geliefert hat. Aus dem Saft kann man entweder Syrup kochen oder durch Gärung ein Getränk bereiten, das die Mexikaner Pulque nennen und als ihr Nationalgetränk betrachten. Der gewonnene Saft wird in Lederfäße gepreßt.

Ein Mann hat vor 32 Jahren begonnen, alle möglichen Holzarten zu sammeln, so daß er schließlich 36 Sorten hatte. Dann zerlegte er diese 36 Hölzer in ganz dünne Platten und furnierte mit ihnen einen Tisch, in alle möglichen Miter Tischfuß und Platte bestehen aus 10.000 kleinen Stücken. Die Arbeit hat 2 Jahre erfordert.

Humor des Auslandes.

- Wüstelauf. „Ich möchte gern ein paar Bohnen immer ansehen!“ „Modern, oder behaglich?“ (Bren Humor)
- Die Lebensdauer eines einzelnen Haares soll sechs Jahre betragen. Wenn aber eine Frau ein fremdes Haar auf dem Anzug ihres Mannes findet, so bekommt er es sein ganzes Leben lang zu hören. (The Humorist.)
- „Ein Bettler war hier, ich habe ihm 10 Centimes und einen Teller Suppe gegeben!“ „Hat er die Suppe gegessen?“ „Ja!“ „Na, dann hat er auch die 10 Centimes verdient.“ (Tidens Tegn)
- Unter Tautchens Obhut wagt sich das junge Mädchen in die Fluten der Nordsee. „Duuh! Ist das aber kalt!“ schüttelte sie sich. „Kein Wunder, bei euren dünnen Badeanzügen heutzutage!“ entrüstet sich Tautchen. („Paising Show“.)
- Aufrichtig. Auf dem Lodzer Friedhof in Jarzew befindet sich ein verwahrlostes Grab, dessen Stein folgende Inschrift trägt: „Hier ruht mein Mann, der mich ständig schlug und auch unsere Kinder mißhandelte. Möge ihm nun das Licht der Hölle heimlich sein.“ (Freie Presse, Lodz.)

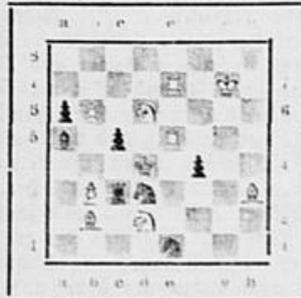
Schach-Ges.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 131.

Von Johann Adam, Hostomitz.

Schwarz: Kd4; Tc3; La5; Sd3, e1; B36, c5, f4, g6 (9)



Weiß: Kc7; Tc5, e7; Lb2, h3; Sd2, d6; Bb3, b6 (9). Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längsten 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 128. Sa5-b3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Reinert Julius, Nestomitz; Schwarz Rainund, Rudolf Gustav, Skulpa Erwin, Kropf Rudolf, sämtliche aus Klostergrab; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jansbach; Klein Edmund, Algersdorf; Dinnebler Emil, Tetschen (Schachbuch d2-44 von Bogolubow ist in der Volksbuchhandlung in Bodenbach erhältlich); Schödel Franz, Stranitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Mildorf Adolf, Tschau; Hilgarth Herrmann, Neuwitz; Goldberg Franz und Adam Johann, Hostomitz; Trifsch Gustav, Wisterschan, Settmacher Artur, Zweitnitz.

V. KREIS. AN ALLE SCHACHSEKTIONEN!

Ab 1. April ist die vom Arbeiter-Turn- und Sportverband beschlossene Werbeaktion im Gange, auch wir Arb.-Schachspieler dürfen nicht müßig sein, es ist Pflicht eines jeden Schachgenossen, für unsere Schachsparte und damit für den Arb.-Turnerband zu werben. Es gibt noch viele Arb.-Schachvereine und Schachgenossen, die noch

nicht in unseren Reihen stehen. Darum Genossen, werbet immer, überall und gründet Schachsektionen in den Turnvereinen.

IN DEN KREISSCHACHAUSSCHUSS

wurden folgende Genossen gewählt: Scharoch Wenzel, Zweitnitz, als Vorsitzender, an den auch alle die Kreisschachsparte betreffenden Zuschriften und Anfragen zu richten sind; Hyna Franz, Hostomitz, technischer Leiter; Havel Josef, Teplitz, Schriftführer; Eis Alfred, Komotan und Günther Karl, Bodenbach-Pfaffendorf, als Beisitzer.

PARTIE Nr. 33

Gespielt anläßlich der Olympiade in Wien 1931 (Retys System).

Weiß: Hyna Fr., ATUS Aussig. Schwarz: Sprecher, Nürnberg.

- 1. Sg1-f3 d7-d5
- 2. e2-c4 d5-d4

Obzwar an dieser Stelle meist anders fortgesetzt wird, ist dem Textzug die Dascinsberechtigung nicht abzuspüren. Schwarz erstrebt ein verwickeltes Spiel und hierin kommt ihm Weiß sehr entgegen.

- 3. e2-c3 e7-c5
- 4. b2-b4

Wie man sieht, ist das Blumenfeldambit auch für Weiß anwendbar.

- 4. ... b7-b6
- 5. e3x4 c5x4
- 6. a2-a3 b4-a3
- 7. Sb1xa3

Am besten geschah hier, Lc1xa3 um die Rochade für Schwarz zu verzögern.

- 7. ... e7-c6
- 8. Lc1-b2 Sg3-f6
- 9. Sd3-e5 Lc8-b7
- 10. f2-f3 Lf8-e7
- 11. Dd1-a4? Sg8-d7
- 12. Se5-c6x Lb7xc6
- 13. Dd4-c6 0-0

Damit bringt Schwarz seinen König in Sicherheit und beginnt nun seinerseits einen Angriff zu inszenieren, welcher in Anbetracht der geschwächten weißen Stellung größten Erfolge verspricht.

- 14. Lf1-c3 Sg4-c5
- 15. Ld3xb7? Kg8xh7
- 16. d4xc5 Lc7xc5
- 17. Ta1-d1 Dd8-d3
- 18. Dc6-a4 Sf6-h5

Nach diesem Zuge wird die Hilflosigkeit der weißen Stellung offenbar, es droht sowohl Matt durch S14, als auch Figurengewinn. Z. B. 19. Dc2, S14; 20. Dd3, Sd3; und gewinnt den L auf b2. Oder 19. Dc2, S14; 20. Te1, Sa2; 21. Kd1, Sc3, nebst Damengewinn.

- 19. g2-g3 Dd3-f3
- 20. Da4-c2? Kh7-g8
- 21. Th1-f1 Df3-e2
- 22. d2-d4 Lc5-b4?
- 23. Lb2-c3 Dg2-c2
- 24. Sa3xc2 Lb4xc3!

Diese Partie beweist wiederum, wie gefährlich das Streben nach Angriff vor vollendeter Entwicklung sein kann.